

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollerbräu.

37) Roman von N. von Sehdlitz.

Im heiteren Getöse des hellen Ratskellers, im Gespräch und im sanft umnebelnden Weindunst kam's dem Kasfl vor, als habe er jetzt plötzlich den allerschleunigsten Weg zur Macht erst gefunden, als könne er nun mit Bindeseile zu seinem Ziele gelangen. Viel, viel Geld brauchte er. Aber hier war ja das rechte Mittel. Und gar wenn er di Bibi —

Aber das war vielleicht gar nicht nötig.

— „Kennen Sie die?“ hörte er jetzt Kofberger's Fremd sagen; „war lange in Würzburg, zuletzt in Wien. Fesches Weib. Der Mann ist ein Trottel.“

„Wie heißt er, Haas, nicht?“

Kasfl sah gespannt auf die beiden und bemerkte, daß sie schräg hinüber in den Winkel schauten. — Er folgte den Blicken; da gewahrte er Agathe! Sie sah mit ihren Bekannten in lebhafter Unterhaltung hinter einer gemeinsamen Flasche Regie.

„Thut mir beinahe leid um die Frau —“ sagte der andre weiter; Kofberger unterbrach lachend:

„Na, na, — sein S' so gut!“

„Was wollen Sie denn? Die Frau ist besser als —“

„Ihr Ruf; meinetwegen. Aber den Ruf hat sie amal.“

„Was für'n Ruf?!“ fragte da plötzlich Kasfl zum Erstaunen der andern.

„Sie kennen s' am End' auch, Herr Hegebart? — Muß schon sag'n — hat viele Bekannte, die Dame,“ neckte Kofberger.

Aber Kasfl blieb ernst. Er fragte und bohrte mit Eifer; was sie von ihr wußten, von ihr und von ihm.

Ueber „Herrn v. Haas“ erfuhr Kasfl bei der Gelegenheit weniger Günstiges als über sie. Er war öfters geschäftlich zu Grunde gegangen, die Frau erhielt ihn, war aber nicht viel mit ihm zusammen. Gegenwärtig hatte er in Wien ein Café; er steckte voll Pläne und kam zu nichts Rechtem, war dabei ein Durchgänger und spielte gern den feinen Herrn. Sie lebte bald hier, bald da, hatte immer reichlich zu leben und konfervierte sich gut. Wie sie's anfang, wußte niemand. Gemunkelt wurde viel. Schon in Würzburg hatte man gemunkelt. Aber ernstlicher Verdacht gegen sie kam nicht auf, geschweige positive Beweise.

Währenddem sah Kasfl scharf hinüber. Er las in ihren so lange nicht mehr gesehnen Zügen. Sie war runder, voller geworden; das Haar hatte manierlichere Form angenommen und war hübsch frisiert. — hing nicht mehr à la Türtengraben um und in die Augen.

Nabenschwarz war's, und die Augen auch. Aber die frischen roten Wangen? Schnebleich, ohne eine Spur von Farbe, so weiß, daß sie nicht gemalt sein konnten: so malt sich kein Weib; das mußte Natur sein. Die geisterhafte Blässe hatte etwas Unheimliches; schweres Leid oder schweres Verden? Was mochte es sein?

Kasfl hörte nicht, was sie sprach; einmal nur glaubte er ihr sonores Lachen zu hören. Sie sprach lebhaft; und wie sie sprach, den Kopf bewegte, die Hand ausstreckte, den Arm bog, sich anlehnte — ja, darin erkannte er sie wieder! Das war freilich das ganze Agathl! Das war der Liebreiz, das war der alte, bestirrende, — nie vergessen gewesene, nie der Schmerz gewesene Zauber!

Wie er lang und länger hinsah, begann sich in ihm etwas Sonderbares zu rühren; er, der trodene, strenge, thätige Mann fühlte seine Brust sich dehnen: er atmete tief ein und wieder aus.

„Der Herr Bräuemeister geruhen, glaub' ich, gar zu feußen!“ bemerkte da Frau Kofberger, die bisher sehr still dageessen hatte.

„Ob das jetzt die Frau Haas 'han hat?“ fragte Kofberger.

Kasfl hörte kaum die Rederei. Aber im Verlauf weiterer zehn Minuten wußte Frau Kofberger etwas. Sie beschloß aus Neugier einmal hinüber zu gehen; sie kannte jene Leute

und setzte sich darum „auf Besuch“ an jenen Tisch. Bald war sie mit Agathe im Gespräch.

„Ja, mein Mann war auch leghin in Wien. Dort sieht er. — nein, der mit dem schwarzen Bart. Die andern zwei Herren kennen Sie doch, nicht? Herr Fesstel vom Hefelbräu; und der mit dem Schnurrbart ist unser Bräuemeister —“

„Hab'n ja vorhin draußen mit Frau Haas bekannt gemacht, den Hegebart“, warf jetzt der Tischnachbar ein.

„Ach so“, meinte Frau Kofberger; dann schielte sie zu Agathe hinauf, — denn diese war um einen Kopf größer als sie, selbst im Sitzen, — und sah zu ihrer größten Verwunderung, daß Agathe einen unnützig langen Blick hinüber sandte. Kasfl sah vor sich auf den Tisch. Aber ob er den Blick gefühlt hatte oder ob er ihn erwartete — jetzt sah er auf; und da geschah's dem, daß sie sich beide über die Tische hinweg, zwischen den Köpfen der Gäste hindurch ansahen, wie etwa der Fliegende Holländer und Senta.

Nun wußte Frau Kofberger noch bedeutend mehr als vorher. Aber noch lange nicht genug. Und um alles zu erfahren, lud sie die ganze Gesellschaft zu sich ein. Dann trabte sie zufrieden wieder an ihren Tisch.

Auch war es ihr zu verdanken, daß sie zum Ausbruch drängte, als drüben der Tisch Agathes in Bewegung geriet, so daß beide Gruppen sich am Ausgange trafen und die Stufen gemeinsam hinaufstiegen, wobei ein allseitiges Vorstellen und Begrüßen unbehilflich genug im Gedränge vor sich gieng.

Draußen angekommen, entwickelte Frau Kofberger abermals ihre Talente. Voraus mußte das Brautpaar marschieren, der Forstassistent und die Seintige. Und dann die übrigen, paarweise, — „daß wir net a so wie die Wilden durcheinander laufen!“ die Ordnerin des Zuges erreichte es auch, daß Frau Haas und Hegebart übrig blieben. — sie wies sie nicht mit Worten auf einander an, aber es blieb beiden nichts andres übrig als nebeneinandergehend den Zug zu beschließen.

Kasfl war darüber sehr betreten. Agathe schwiug und schaffte an ihren Handschuhen.

„s Agathl und Handschuhe! Wie sich Zeiten und Menschen ändern!“

Eine geraume Weile gingen sie stumm nebeneinander her; jedes schaute zu Boden, oder über die andern hin, die vorausschritten. Frau Kofberger horchte mit aller Aufmerksamkeit nach rückwärts, aber sie hörte nichts.

Kasfl ärgerte sich geradezu, daß er nicht wußte, wie anfangen. Aber was sollte er auch ihr sagen? Sollte er den Erzürnten spielen — jetzt nach so vielen Jahren, — wo sie die Frau eines andren war? Und welches andren noch dazu!

So befangen war er, das fühlte er, wie damals am ersten Abend, im Hof — als sie singen sollte.

Singen! —

Das packte ihn wieder wie ein spannendes Schmerzgefühl. Ihre Stimme! — Ihre schöne, liebe Stimme!

Da brach das Eis. Er drehte sich fassungslos zu ihr um und sagte mit unruhiger Stimme, halblaut, wie verlegen:

„Singen Sie noch ... noch manchmal ... Frau ...“ — aber den Namen brachte er nicht heraus.

Sie sah flüchtig zu ihm auf und sagte dann ruhig, mit ihrem tiefen Ton:

„Singen?! — O nein. — Lang nimmer.“

Er sog gierig auf, was sie sagte, aber er arbeitete eine Weile daran. Was sie wohl meinte, warum sie nicht sang — und so fort.

Dabei waren sie wieder ein großes Stück fortgegangen. In der Straße vor ihnen lag das Hotel, wo Agathe wohnte, den Namen hatte er vorher eben nennen gehört. Also war kaum mehr viel Zeit, wenn er noch etwas sagen wollte.

Er drückte noch ein paar Schritte, dann sagte er: „Auch nicht, wenn Sie allein sind?“

Sie sah wieder zu ihm auf, diesmal etwas länger; dann schüttelte sie den Kopf und gieng wieder gesenkten Blicks weiter.

Jetzt war das Hotel da; jetzt mußte der Abschied kommen; jetzt — das meinte er zu fühlen, — jetzt mußte etwas geschehen. — —

Die andren langten schon am Thor an, der Forstassistent zog an der Portierglocke.

Da, aller Verlegenheit zum Trotz, machte er einen raschen Schritt vor, wandte sich um und stand vor ihr; die Hand ausstreckend, wie um sie am Gehen zu hindern, beugte er den Kopf etwas vor und flüsterete erregt, aber berebt das eine Wort:

„Agerl?!“ — —

Es war eine angstvolle Frage aus Herzensgrund.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Wenn jemand, insbesondere ein Künstler, aus eigener Originalität heraus sonderbare, selbst lächerliche Schritte unternimmt, so wird man wohl immer gut thun, darauf achtungsvoll aufzumerken. Nachgeahmtes, Angelerntes, Anempfundenes, ob nun auf gewöhnlichen oder auf ungewöhnlichen Wegen, haben wir ja in gar großer Menge vor uns; und macht sich jemand mit einem derartigen Bemühen von jemand lächerlich, so werden wir uns mit Recht nicht scheuen, seine Lächerlichkeit bloßzustellen. Nun ist ein Komponist vor uns getreten mit einem kuriosen Einfall: er schrieb ein Orchesterstück, gewidmet dem Andenken („den Manen“) eines verstorbenen Komponisten. Es sind „Sinfonische Variationen“, sechs an der Zahl, über ein eignes Thema. Die erste Variation ist eine „Klage um den Todgeweihten“; die zweite heißt: „Des Meisters Tod und Begräbnis“; die dritte bringt „Erstes Begegnen in Ungarn“; die vierte schildert ihn (in sehr langsamem Zeitmaß und mit gedämpften Violinen) „als Freund“; die fünfte „als Freund der Kinder“ (mit einer Melodie, welche der Solocellist vorträgt, und die diesem in den höheren Lagen seines Instruments ganz ordentliche Aufgaben stellt); die sechste Variation schildert den Meister „als Naturfreund und Humorist“ (allerdings mehr idyllisch als humoristisch); die letzte endlich ist betitelt: „Er hat uns Beispiel gegeben zur Nachahmung“, und sie führt diesen Gedanken ohne die sonst üblichen Wiederholungen durch, ergänzt durch eine merkwürdige Doppelfuge, die dann das an vierter Stelle gebrachte „Freundschaftsmotiv“ wiederaufnimmt und zuletzt „sich allmählich in ideale Höhen verliert.“

Der Komponist dieses Werks ist ein noch wenig bekannter und anscheinend junger Mann, Hans Koeßler. Von andren Kompositionen desselben wurde ein Requiem für Soli, Chor, Orchester und Orgel, betitelt „Schvesterglocken“, vor etwa drei Jahren in einem hiesigen Philharmonischen Chortonkonzert und vorher in Leipziger Gewandhaus ausgeführt; ein Violinkonzert in A-moll kam an mehreren Stellen zur Aufführung und die oben genannte Komposition ist vor ungefähr einem Jahr zu Köln in einem Gürzenich-Konzert an die Reihe gekommen. Der verstorbene Meister, auf den sie Bezug nimmt, ist Brahms, und sie nimmt auf ihn nicht bloß durch seine Nennung Bezug, sondern auch durch ein Hineinleben in seine Schaffensart. Insofern schon hat der Komponist mit seinem absonderlichen Einfall weniger Anspruch auf Reiz als vor einem ungewöhnlichen Versuch, als er ihn durch die selbständige Seite seines Einfalls hat. Und nun kommt freilich die Hauptfrage, welche künstlerische Bedeutung die vom Komponisten gemachten Seitenschritte haben. Sie erinnern in der That an Brahms Schaffensweise, allerdings ohne die Wichtigkeit der Themen, die sich bei Brahms oft genug findet, und ohne die Fülle von interessierendem Geistesreichtum, mit welchem der Meister das Seinige durchzuführen pflegte. Sie erinnern an ihn durch den stark unsinnlichen Charakter der Kompositionsweise Koeßlers und andererseits durch eine selber meisterhafte Geschicklichkeit der Technik in der Durcharbeitung. Wie hier gleich von vornherein ein Haupt- und ein Nebenthema gebracht werden, wie diese verlegt, umgekehrt, zu neuen Motiven weiterentwickelt, durch ein oder das andre Gegenthema ergänzt und mit contrapunktlichen Kunststücken fortgeführt werden, alles knapp und bündig; das zeugt von einer beträchtlichen formalen Begabung und Bildung und verdient, in Lehrbüchern der Komposition unter die lehrreichen Beispiele und neben den ebendortzu gehörenden Citaten aus Brahms selber aufgenommen zu werden — verdient aber auch, gegenüber dem vielen Seichten, das sich heute mit weit mehr Erfolg breit macht, eine Anerkennung in der praktischen Musikwelt. Nur folgt daraus noch lange nicht, daß wir es hier auch mit etwas Höherem als mit einer formal „guten“ Musik zu thun haben. Kein Thema und keine Durchführung, die uns für jene angeführten Titelgedanken oder für den Meister oder für den Jünger erwärmen könnten. Und dies war wohl auch das Gefühl des Publikums, das in der öffentlichen Hauptprobe des 9. Philharmonischen Orchesterkonzerts die Komposition mit einem auffallend kühlen Beifall bedachte. Nicht bald ist um etwas so schade, als wenn man einen Künstler, der den Mut eines absonderlichen Einfalls hat, nicht in Schutz nehmen kann, weil er über den bloßen Einfall hinaus nichts Ureigenes gebracht hat.

Allerdings hatte die Novität auch einen schweren Stand zwischen einer Wagner-Ouverture und einem Beethovenschen Klavierkonzert vorher und einem Verlioz nachher. Bei diesem handelte es sich um die

bereits bekannte „Phantastische Sinfonie“, darstellend eine Episode aus dem Leben eines Künstlers.“ Wie sind da ein Grundthema und zahlreiche andre Themen, zum Teil sehr padenden Charakters, wenn auch manchmal mit ermüdender Breite, durchgeführt und mit einander verarbeitet! In die wieder verhältnismäßig vorzüglichen Leistungen der Philharmoniker unter Nikisch fügte sich der bekannte Klaviervirtuose Alfred Reisenauer mit dem Vortrag von Beethovens Es-dur-Konzert vorteilhaft ein. Ueber die Höhe seiner Technik und einigermaßen auch seiner Ausdruckskraft ist ja kaum etwas Neues zu sagen. Am geringsten dürfte diese im Dynamischen, in der Plastik der Stärke-Nuancen sein; weite Stellen, in denen sich eine ganze Welt von Leise und Stark — bekanntlich eine hauptsächlichliche Fähigkeit des „Pianoforte“ — entfalten läßt, kamen in ganz gleichmäßig starker Weise heraus.

In einem solchen herben Extrem erlengt man leicht einen Gegensatz gegen eine gewisse Weichlichkeit und salonmäßige Sühligkeit, die ebenfalls ihre Berechtigung haben. Eine derartige Atmosphäre umgab uns in einem Konzert mit Orchester, das eine Sängerin, Mary Münchhoff, und ein Violinist, Issah Varmaß, beide bereits vorteilhaft angesehen, in der Singacademie gaben. Die beiden Künstler passen gut zusammen und haben sich aneinander auch sehr ineinander künstlerisch angelehnt. Beide im Besitz eines sinnlich nahezu vollendeten, insbesondere weichen, reinen, überaus geschmeidigen Tones, und beide ersichtlich eng beschloßen in ihrem Repertoire, das über „hübsche“, „nette“ Sachen nicht recht hinauskommt. Die Dame eine der besten Koloraturjangerinnen, mit sehr leicht ansprechenden, wahrhaft schönen und trotz einer „Kleinheit“ der Stimme gut „tragenden“ Tönen, mit einer musterhaften Atemführung, mit einem gewandten Ausdruck im Tändelnden, Zarten u. dgl. („flüß're ihr Träume der Liebe zu“), mit Lieblichkeit und nicht ohne Wärme. Der Geiger in seiner Weise ähnlich. Beide wirkten zusammen in einer Mozartschen Art, mit einer guten Wirkung ihrer Gleichstimmung. Auf die Dauer freilich können einem die von dem Geiger ausgewählten Stücken und die von ihm geleisteten Tontunfsstücke unerträglich werden. Aber auch im Genuß jener Sopranstimme wird man nicht allzu lange schwelgen können, zumal Lieder, die eine ernstere Tiefe verlangen — wie „Solweiss Lied“ von Grieg —, die Ausdruckskraft der Sängerin doch übersteigen. Daß der ähner Erfolg, mit zahlreichem Zugaben, selbst nach dem in der Singacademie süßlichen Maßstab gewaltig war, verzeichnen wir gerne.

Wer so das Leben und Weben unsrer Konzertgeber und ihres Publikums mit ansieht, ahnt wohl nicht sobald, daß all' dem eine ganz eigne Schicht von Zuständen zu Grunde liegt, die weit mehr, als es geschieht, dem öffentlichen Interesse sollte zugänglich gemacht werden. Es handelt sich um die pädagogischen und ökonomischen Verhältnisse im Musiklehrertum. Was es da an Mangel und Unheil giebt, werden wohl selbst erfahrene Bestimmten nicht leicht ganz offen vor sich sehen. In letzter Zeit fühlten sich die Beteiligten, insbesondere die Musiklehrer, insofern sie unter Einsichtslosigkeit des Publikums leiden, getrieben, energisch vorzugehen, um hier endlich einmal Wandel zu schaffen. Die rührige musikpädagogische Zeitschrift „Der Klavierlehrer“ nimmt sich der Sache besonders eifrig an. Auffallend ist es freilich, daß unter all dem unübersehbar Vielen, das zur Besserung dieser Verhältnisse in Angriff genommen werden kann, die Einführung einer staatlichen Prüfung für Musiklehrer und Lehrerinnen in den Vordergrund gestellt und die eigentliche selbständige Arbeit, sei es die Diskussion des unterrichtlichen Vorgehens oder sei es alles, was sonst dazu gehört, weniger berücksichtigt wird. —

## Kleines Feuilleton.

**bt. Zuger-Prismen.** Luft und Licht, diese beiden wichtigsten Lebens-elemente, werden in unsren modernen Großstädten der arbeitenden Bevölkerung immer mehr verknümmert. Was für eine ruhgeschwängerte Atmosphäre über unsren Großstädten lagert, eine wie ungesunde Luft wir also täglich einatmen, davon kann sich jeder mit Schreden überzeugen, wenn er an einem sehr schönen Tage sich ins Freie begiebt und von einer kleinen Anhöhe nach der Stadt hinabblickt; trotz des hellen Sonnenscheins ist sie in einen undurchdringlichen Dunst gehüllt, in welchem alle Einzelheiten verschwinden. Und von dem Licht, das diese Dunsthülle so wie so schon nur zum Teil durchdringen kann, wird der arbeitenden Bevölkerung noch der größte Teil entzogen. Durch die Fenster der Zimmer bringt das Tageslicht nur spärlich ein; die engen Höfe und die hohen Wände der gegenüberliegenden Häuser halten einen großen Teil des Lichts zurück. Aber selbst, wo das nicht der Fall, ist ist nur der kleine Teil des Raums, der sich unmittelbar am Fenster befindet, erhellt, während der Hintergrund den ganzen Tag über in ein Halbdunkel oder Zwielicht gehüllt ist, so daß ein Arbeiten nur bei künstlicher Beleuchtung möglich ist. Zahllose Bureaus und sonstige Arbeitsräume werden denn auch während der ganzen Arbeitszeit künstlich erleuchtet, und die Arbeiter, welche fast während ihres ganzen Lebens das erfrischende Tageslicht entbehren müssen, merken die Folgen an ihrer Gesundheit.

Die Uebel, welche die ungesunde Anhäufung der Menschen in den Großstädten notwendig mit sich bringt, werden selbstverständlich erst mit der Beseitigung der großen Städte selbst verschwinden, eine

Aufgabe, deren vollständige Lösung der socialistischen Gesellschaft überlassen bleibt. Aber herabgesetzt können diese Uebel recht wohl werden. Wenn man die fortschreitende Erkenntnis der Wissenschaft technisch ausnützt. Eine bessere Ausnutzung des Tageslichts zur Erhellung dunkler Räume ist eine dankbare Aufgabe, und durch die in der Ueberschrift genannten Gläser (Luzifer heißt Lichtträger) ist sie in der That möglich. Der Verein von Freunden der Treptower Sternwarte veranstaltete am Mittwoch eine Besichtigung dieser Prismen, und ich muß sagen, daß ich über die Wirkung geradezu erstaunt war.

Das Tageslicht, welches durch die Fenster in ein Zimmer einbringt, bringt naturgemäß nur bis in eine Entfernung von wenigen Metern vor; das durch Reflexion an den Staub- und Dampfteilchen zerstreute Licht fällt nur zu einem ganz kleinen Teile horizontal in das Zimmer, zum weitaus größten Teile in schrägen Richtungen, so daß es sehr bald an die Decke, auf dem Boden oder die Wände gelangt, wo sein größter Teil absorbiert (verschluckt) und nur sehr wenig reflektiert (zurückgeworfen wird). So kommt es denn, daß der Raum am Fenster verhältnismäßig hell ist, während der Hintergrund so dunkel bleibt, daß Lesen und Arbeiten kaum möglich ist.

Nun folgen aber die Lichtstrahlen sehr bestimmten physikalischen Gesetzen, denen zufolge man ihnen fast ohne Schwächung jede beliebige Richtung erteilen kann; man kann sie um Eden mehrfach herumführen und so durch Anwendung geeigneter Apparate Tageslicht an Orten erhalten, die ohne dieselben in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt wären. Der Weg hierzu ist nicht die gewöhnliche Spiegelung, die man z. B. bei den sogenannten Scheinwerfern benutzt, die schräg gegen das Fenster gestellt, den Hintergrund etwas erhellen; denn bei dieser Spiegelung geht stets zu viel Licht verloren. Man kann aber mit großem Vorteil Prismen anwenden, an deren hinterer Wand eine vollständige sogenannte totale Reflexion des Lichts eintritt, ohne daß irgend etwas absorbiert wird, so daß das Licht ohne jede Schwächung in der gewünschten Richtung austritt, die man durch eine geeignete Stellung der Prismen erreicht. Die Wirkung ist geradezu wunderbar. Ein großes Zimmer, das im Hintergrund die gewöhnliche Dunkelheit zeigte, erschien sofort in jeder hintersten Ecke mit gewöhnlicher Tageshelligkeit, wie sie sonst nur am Fenster statt hat, sobald die Scheibe mit den Prismen eingesetzt war. In Kellerräumen ist die Wirkung noch wichtiger. Wegen der engen eigentümlich gelegenen Fenster herrscht hier ja stets außer in unmittelbarer Nähe des Fensters fast vollkommene Dunkelheit; sobald die Prismenscheibe in der geeigneten Weise vor das Fenster gestellt wurde, war der Hintergrund ebenso hell, als der Raum am Fenster.

Durch die Anwendung dieser Prismen ist also tatsächlich ein Mittel gegeben, das Tageslicht, das am Fußboden und den Wänden zu mehr als  $\frac{2}{3}$  verloren geht, der Erhellung von Arbeitsräumen nutzbar zu machen.

In hygienischer Beziehung ist diese Erfindung gewiß mit Freuden zu begrüßen; nur müßten auch Mittel und Wege gefunden werden, sie allgemein anzuwenden. Da Prismenscheiben erheblich teurer sind, als gewöhnliche Fenster, werden sie sich höchstens in Arbeitsräumen zufolge der Ersparung an künstlichem Licht bezahlt machen. In Wohnungen dagegen, deren Errichtung und Bekanntheit in Privathänden nicht und zum Vorteil Einzelner geschieht, werden auch die Prismenscheiben, wie so viele andre Verbesserungen, noch für lange Zeit hinaus ein frommer Wunsch bleiben. —

— Zur Psychologie des Billetschalters. Die „Presl. Jtg.“ schreibt: Recht interessante Studien giebt sich ein Schalterbeamter hin, der an einer nicht sehr verkehrsreichen Station der elektrischen Hochbahn in New York angestellt ist. Da die profane, eintönige Weiskäftigung des Billetschalters und Geldherausgebens seinen regen Geist nur wenig in Anspruch nimmt, amüsiert es ihn, die Hände der Leute, denen er Fahrkarten verabfolgt, aufmerksam zu beobachten. Der gute Mann hat nun herausgefunden, daß man nicht nur von Form und Linien, sondern viel sicherer noch von den Bewegungen der oberen Gliedmaßen auf die charakteristischen Eigenschaften der dazu gehörigen Personen schließen kann. Bei dem elektrischen Verkehr in der transatlantischen Metropole giebt es keine Teilstrecken. Jede Fahrt, ob kurz oder lang, kostet 5 Cents. Den Geizhals z. B. erkennt man der Beobachter daran, daß er fast stets gerade das genügende Kleingeld, niemals aber mehr als ein Zehncentsstück hinreichend. Im letzteren Falle rüft er, indem seine Finger frampfhaft die Münze festhalten, in bestimmtem Tone: „Nur eins!“ Nicht eher läßt er das Geldstück los, bis er die Karte in Empfang genommen, und auch dann scheint es ihm noch schwer zu werden, sich von seinem „dime“ zu trennen. Den ihm herausgegebenen Nidel ergreift er mit einer Hast, als fürchte er, jemand anders könne ihn fortnehmen. Der ungeduldige, meist übelgelaunte Mann wirft dem Beamten das Geld hin und steckt sogleich die nervös zuckende Hand nach dem Billet aus. Zögert der Verkäufer einen Moment, so krallen sich die Finger des Wartenden um den Rand des Schalterfensters. Dann reißen sie das Stüchchen Karton wie das herausgegebene Geld an sich, und fort stürmt der Mann durch das Drehtrenn zum Perron. Dort hat er nicht selten noch anderthalb bis zwei Minuten auf den Zug zu warten. Ganz anders benimmt sich der Großmütige. Auch er ist meist eilig, aber seine Gile ähnet sich nicht in so unhöflicher Weise. Er legt gewöhnlich ein größeres Geldstück auf das Zahl-

täfelchen, nimmt die Karte und streicht die kleine Münze ein, ohne erst zu zählen. Es kommt sogar vor, daß er das Kleingeld vergißt und davonläuft, um den eben einfahrenden Zug bemerken zu können. Die Hand des Phlegmatikers und Egoisten verrät die Eigenschaften ihres Besitzers durch die unerschütterliche Ruhe, mit der sie sich auf den Außentrand des Schalters legt, während der Beamte das Billet hinlegt und das herauszugebende Kleingeld aufzählt. Mögen die hinter ihm Anzue bildenden Leute in ihrer Aufregung, den schon in Hörweite befindlichen Zug zu verpassen, noch so laut ihrem Warger Lust machen, die Faust des Stoikers rührt sich nicht eher, bis die letzte Kupfer- resp. Nidelmünze auf dem Zahlbrett liegt. Dann tippt der Zeigefinger beim Nachzählen auf jedes der Fünfcentsstücke, die einzeln aufgenommen und sorgfältig in das Portemonnaie placiert werden. Ganz zuletzt verschwindet das „ticket“, und in aller Gemütsruhe begiebt sich der Inhaber desselben auf den Bahnsteig, wo er gerade noch Zeit hat, in den eben abfahrenden Zug zu klettern. Keiner der wild hinterdrein rasenden Passagiere aber erreicht ihn mehr. Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen, wie sie der moderne Charakterleser an den oberen Extremitäten der Männer machte, boten ihm auch die mehr oder minder zierlichen Frauenhände. Nur einen Typus entdeckte er unter den letzteren, den er bisher vergebens bei seinen Geschlechtsgenossen suchte. Die Hand einer Ewatochter, zu deren Tugenden Eigenheit und Gewissenhaftigkeit auf keinen Fall zu zählen sein dürften, verrät die Charakterbeschaffenheit ihrer Besitzerin sehr deutlich. Niemals halten die Finger der Leichtfertigen das Geld bereit. Erst unmittelbar vor dem Schalter beginnen sie nach der Tasche, dann nach dem Portemonnaie, und ist das aufgestöbert, nach der geeigneten Münze zu suchen. Dabei flattern Zetteln, Zeugproben zc. herab und schließlich fällt auch noch das nach vieler Mühe gefundene Fünfcentsstück auf den Fußboden. Nun wird zur Verzweiflung aller Wartenden Jagd darauf gemacht. Hat der Beamte es endlich erhalten und die Fahrkarte dafür hingereicht, so läßt die gewöhnlich mit einem zerrissenen Handschuh bekleidete Hand sich das Billet noch mindestens zweimal entchlüpfen. —

**Litterarisches.**

c. Der japanische Journalismus. Die „Revue des Revues“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer eine Studie über den Journalismus und die Journalisten in Japan, aus der folgende Angaben hier wiedergegeben seien. Schon im Jahre 1878 zählte man in Japan 260 Zeitungen und Revuen, deren Gesamtauflage 28 Millionen Exemplare überstieg. Die Statistiken des letzten Jahres zeigen, daß die Zahl der täglichen oder periodischen Blätter sich während dieser letzten zwanzig Jahre fast verzehnfacht hat; sie erreicht in der That annähernd die Zahl 2000, und die Gesamtauflage beträgt 91 500 000 Nummern. Die täglichen Blätter betragen in dieser Zahl etwa den fünften Teil. Allein die Stadt Tokio zählt deren mehr als zwanzig. Und dabei geht die Vermehrung von Tag zu Tag schneller vor sich und überschreitet vielleicht bedeutend die gegenwärtigen Verhältnisse des Volks. Vor allem erscheinen immer von neuem zahlreiche Revuen, wemgleich viele von diesen auch nur ein Eintagsdasein haben. Die „ersten Pinsel“, womit die besten Journalisten gemeint sind, verdienen kaum 200 bis 250 Frank im Monat, während die gewöhnlichen Redacteurs nicht über 150 Frank hinauskommen. Das verhindert jedoch nicht, daß man vor kurzem eine „Journalistenschule“ in der Art der Pariser in Tokio begründet hat. —

**Theater.**

n. Carl Weisk Theater. „Die Goldgräber von Kalifornien“ oder „Mein Kumpan“. Volkschauspiel, für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Carlotta und G. v. Kupfer. — Warum die Autoren das Stück Volkschauspiel genannt haben, weiß ich nicht und ist mir auch nicht durch die Aneinanderreihung der roh zusammengehaunenen, bunten Scenen klar geworden. Wenn der Gegenstand von dem Wort gelten soll: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug“, so mögen die Herren recht haben. Ich für meinen Teil wurde durch Spiel, Handlung und Ausstattung nur lebhaft an die Zeit erinnert, in der ich die schauerlichsten Indianersämöler täglich halbdunzendweise verschlang. Das war genau dasselbe wie damals: Bis an die Zähne bewaffnete Männer, die alle fünf Minuten ein Loch in die Luft schießen; Lauscher und Schufte, die in jeder Scene mindestens zu Dreien hinter den Felsblöcken lauern und horchen; nur der „Große Geist“, die Indianerwigwams und die Stalpe fehlten, dafür war aber dem Feuerwasser ein gebührender Ehrenplatz eingeräumt.

Auf die Handlung näher einzugehen will ich mir versagen mit nur erwähnen, daß der „gute“ und der „schlechte“ Kerl in ihrem leidenschaftlichen Ringen nach Gold und Liebe einander gegenübergestellt sind. Natürlich scheidet am Schlusse des Stüchs die „Tugend“. Das Ganze ist in rohen Strichen gemalt und entbehrt nicht einer gewissen Spannung, die die Eigentümlichkeit und das Vorrecht aller Hintertreppenromane ist.

Die Schauspieler gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Stück gut durchzubringen, was ihnen bei dem leicht zu befriedigenden Publikum auch gelang. An dieser Stelle seien nur Josef Dill, der den Schwarzen Kduppo mit derber Rigger-Komik spielte, und Lucie Eisenborn, die tragische Heldin des Stüchs, genannt.

Die Regie hatte sich alle Mühe gegeben. Erwähnt sei noch, daß das Stück, das diesmal als Premiere ging, bereits vor Jahren gegeben worden ist. —

**Völkerkunde.**

— Ueber „die Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan“ sprach Prof. E. Vaele in der letzten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft“. Die „National-Zeitung“ berichtet über den Vortrag: Der Referent hat seit 24 Jahren in Tokio am dortigen größten Krankenhaus Ostasiens eine große Anzahl von Individuen studieren können und seine Kenntnisse vielfach auf Reisen erweitert, um ein in wesentlichen richtiges Bild der Ostasiaten bieten zu können. Mit feinem Kupferdraht hat er vielfach die Umrisse der Kopfformen festzuhalten gesucht und so sich gleichsam Skizzen zum vergleichenden Studium geschaffen, wobei ihm sein in langer Erfahrung geschulter Blick zu Hilfe kam. Die ostasiatische Rasse umschließt die Bewohner von China, Japan, Korea, Formosa, der Mongolei, Tibets, der hinterindischen Völker. Ein großer Unterschied von den Malaien ist nicht zu erkennen; dazu kommen die Massen in Nordasien und in der Mandchurie, die mandchukoreanischen Stämme und die Ainos, die nicht nur auf Jesso und Sachalin beschränkt sind, deren Blut vielmehr in ganz Japan, namentlich in dessen Süden in reicher Einmischung vorhanden ist. In China, Japan und Korea sibt eine meist einheimische Bevölkerung. Die Bevölkerung Japans stellt sich als Mischung von Mongolo-Malaien mit dem nördlichen schlanteren Typus dar. Die Verhinderung der Bestrafung Japans mit Korea ist historisch nachgewiesen. Im 6. u. 7. Jahrhundert untrer Zeitrechnung hatten die den kaukasischen Rassen, insbesondere den russischen Bauern im Aussehen ähnlichen Ainos ganz Japan inne, sie wurden von den Japanern verdrängt und meist aufgefressen, auch auf dem asiatischen Kontinent scheint diese Rasse durch die großen von der Mandchurie zu Beginn untrer Zeitrechnung ausgehenden Völkerziehungen nach Norden bis an das Meer gedrängt worden zu sein, während die mongolischen Rassen dann weiter nach Westen sich vordröben. Die Ainos, deren Frauen sich einen Schnurrbart lätiowieren, sind die kleinsten Ostasiaten, von stark gebrüngerer Gestalt, mit großen Händen und Füßen. Ihre vorstehende Stirn ist der des Europäers ähnlich und ihre Augen mit starken Brauen liegen zurück, was sie ebenso wie die große Nase von den Japanern unterscheidet, ihr Gesicht ist breit und ihre Farbe heller als die der Mongolen. Die Ainos sind durch starke Behaarung ausgezeichnet und ihre Frauen sind von großer Schamhaftigkeit. Die japanische Schul- und Wehrpflicht macht die von Natur trägen, aber nicht unintelligenten Ainos völlig zu Japanern, und sie werden als reine Masse schwinden. Die Koreaomongolen, zu denen die Mandchü und die herrschenden Klassen der Japaner gehören, sind schlank, schmal und zierlich, und ihre durch lange, wenig hygienische Lebensweise erzeugte Schwäche wird bei dem jungen Geschlechte, das an Körpergymnastik gewöhnt wird, bald weichen. Die 10. Rippe ist bei ihnen nicht mit dem Thorax verwachsen, was die überschlanke Taille der Männer hervorruft. Die glatte und elastische Haut ist eine Rassen-eigentümlichkeit der Mongolen, ebenso wie die blauen Flecke auf derselben, die die Kinder haben, die aber mit der Entwicklung schwinden. Die Fähigkeit der mongolischen Haut, leichter Farbstoff zu bilden, als es die des Europäers vermag, ist als Schutzvorrichtung der Natur den Sonnenstrahlen gegenüber anzusehen; denn die gelbliche Haut reagiert besser gegen die Strahlen der Sonne. Die Unfähigkeit der blonden europäischen Rassen, sich dem Tropenklima zu assimilieren, ist nach der Anschauung des Referenten im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß deren Haut nicht so leicht Farbstoff bildet, als die der dunkleren Rassen. Als Eigentümlichkeiten der japanischen Bevölkerung hob der Vortragende neben dem wenig entwickelten Kinn die infolge der Weisnahrung bei den Vornehmen oft anzutreffende Hartheit des Knochenbaus hervor, und die durch eigentümliche Sitweise der Frauen bei diesen entstehenden Fettpolster unter den Armen. Durch Untersuchungen mit Röntgenstrahlen gelangte Prof. Vaele zu dem Schlusse, daß die Verfeinerung des Typus stets auf eine Verdichtung der Weichteile zurückzuführen ist.

**Technisches.**

— Appreturmittel. In der „Färberzeitung“ bespricht Fürch die Natur und Verwendung der Mittel, um Gewebe den Glanz, Griff, Steifigkeit und ein höheres Gewicht zu geben, d. h. die Appreturmittel. Die „Techn. Rundsch.“ bringt aus diesem Aufsatze folgenden Auszug: Eines der hauptsächlichsten Appreturmittel ist die Stärke; sie wird mit Wasser zu einem Kleister aufgekocht und dient zum Steifmachen und bei nachherigem Skaländern und Wangeln zum Glänzendenmachen der Gewebe, wie Futterstoffen, leinernen Waren und dergleichen. Es ist für den Ausfall der Ware nebensächlich, welche Stärkeform verwendet wird, nur das Verdickungsvermögen der einzelnen Sorten ist zu berücksichtigen. Das Verdickungsvermögen der Kartoffelstärke ist größer als das der Weizenstärke; Maisstärke steht etwa in der Mitte zwischen beiden. Um die Stärke durch heißes Wasser, kann man sie auch in der Stärke durch Natronlauge aufquellen lassen. Man verrührt 25 Kilogramm Kartoffelstärke in 200 Liter Wasser und versetzt mit 2 Liter Natronlauge von 45 Grad B $\phi$ .; nach mehrstündigem Stehen sind auch die letzten Stärkekörner verkleistert, und man neutralisiert durch Schwefelsäure oder besser bei Leinenappreturen durch Essigsäure; das in letzterem Falle entstehende essigsaure Natron verleiht der Ware den beliebten feuchtkalten Griff. Die mit Natronlauge verkleisterte Stärke wird für zartere Gewebe benutzt, die mit Wasser aufgekochte Stärke hingegen für gewöhnliche grobe Futterstoffe.

Steifleinen usw. Die wasserlösliche Stärke entsteht bei längerem Kochen von Kartoffelstärke unter Druck, eventuell unter Zusatz von Chlormagnesium, oder durch Kochen von Kartoffelstärke unter Zusatz von 2 Proz. fein gemahlenem Malz. Bei Beobachtung einiger Vorsicht kann auch Chlorkalk zur Vereitung löslicher Stärke verwendet werden. Die lösliche Stärke giebt dem Gewebe weder den steifen Griff wie die gewöhnliche Stärke, noch fällt sie das Gewebe so wie Dextrin. Dagegen hat sie mit der gewöhnlichen Stärke das gemein, daß sie beim Skaländern und Wangeln Glanz hervorbringt, und hat noch den Vorzug, das Gewebe zu schließen.

Zur Herstellung von Dextrin werden 100 Kilogramm Kartoffelstärke mit 250 Liter kaltem Wasser angerührt und unter Zusatz von 600 Kubikzentimeter Schwefelsäure von 66 Grad B $\phi$ . langsam zum Kochen gebracht und so lange gelocht, bis eine Probe mit Jodlösung nur noch eine violettrote Färbung giebt. Dann wird mit Natronlauge, Kalk oder Ammoniak neutralisiert. Neben Dextrin erhält man so einige Prozente Traubenzucker, und dieser Umstand ist sehr günstig für den Ausfall der Appretur. Dextrin fällt nämlich nicht nur, sondern macht die Ware auch härter, dagegen fällt Traubenzucker nicht nur die Ware, sondern hält sie auch weich, hat hingegen den Nachteil, daß die Stoffe sich fettig anfühlen; das letztere ist jedoch bei Verwendung von ca. 10 pCt. Traubenzucker vom Gewicht des angewandten Dextrins nicht wahrnehmbar. Chinacal dient sowohl zum Verschweren als auch besonders zum Füllen der Poren der Gewebe. Bei Leinen wird sowohl seines geschmeidigen Griffes wegen als auch um die Bleiche zu heben, statt dessen Talc gebraucht; beide Substanzen kommen meist in Verbindung mit Stärke zur Anwendung. Chlormagnesium, Chlorcalcium und Chlorzink dienen nur zum Verschweren; ihre antiseptische Natur macht einen Zusatz von Salzsäure zur Appreturmasse unnötig. Weitere Zusätze zur Appretur liefern die Fettsäure und Oele, welche der Ware weicheren Griff verleihen.

**Humoristisches.**

— Freundliche Einladung. Schaulustiger: „Der Raum draußen ruht doch aus, daß der Löwe durch Reifen springt, das geschieht aber garnicht!“

Menageriebesitzer: „Entschuldigen Sie, ich habe eben zur Zeit niemand, der in den Käfig geht und den Reifen hält. Wenn es vielleicht der Herr thun will... bitte!“

— Nach der Polonaise. Professor der Philosophie: „Wissen Sie, meine Gnädigste, Sie sind so originell, so überraschend in Ihren Einfällen — wie soll ich sagen — mit einem Worte: das unregelmäßigste Verbium, das mir je vorgekommen ist!“

— Die trauernde Witwe. „Sie waren also nur vier Wochen mit Ihrem seligen Mann verheiratet?“  
„Ach ja, und darum muß man nun ein ganzes Jahr trauern!“  
(Lust. Bl.)

**Notizen.**

— Das Deutsche Theater bereitet eine Neueinstudierung von Hauptmanns „Versunkene Glocke“ vor. Das Haupttendelein wird Theresina Gehr, den Glodenzieher Heinrich Otto Sommerstorf geben.

— Otto Sommerstorf hat Verhandlungen mit dem Burgtheater angeknüpft.

— Das Schiller-Theater verlegte die erste Aufführung von Carlos Gottfried Reulings Schauspiel „Der Retter“ auf Montag, den 25. Februar.

— Theresina Gehr beabsichtigt nach Ablauf ihres gegenwärtigen Vertrags im Jahre 1902 kein neues festes Engagement mit dem Deutschen Theater wieder einzugehen.

— Mahlers Sinfonie „Das Lagernde Lied“ hatte bei der Erstaufführung in Wien, die der Komponist selbst dirigierte, einen großen äußerlichen Erfolg. 500 Mitwirkende waren an der Aufführung beteiligt.

— Ein Fachverein der Sängerinnen und Schauspielerinnen hat sich in Paris gebildet. Der Verein soll u. a. eine Stellenvermittlung und eine Ausbildungsschule für Gesang und Vortrag schaffen.

— VIII. internationale Kunstausstellung 1901 in München. Hugo von Habermann und Albert v. Keller haben sich nach Paris begeben, um dort die französische Abteilung zusammenzustellen; das Arrangement für die englische und schottische Abteilung hat Karl Marx übernommen.

— Professor Reiff von der Technischen Hochschule zu Aachen beabsichtigt seine auf über 200 000 M. bewertete Gemäldesammlung älterer und moderner Meister zur Errichtung eines Museums zu schenken.

— Das wissenschaftliche und künstlerische Nationalvermögen Italiens beläuft sich der Statistik vom 30. Juni 1900 zufolge auf 226 617 431 Lire; hiervon kommen ca. 61 Millionen auf Bibliotheken und 153 Millionen auf Gemälde, Statuen, Vasen usw. — Auch in Texas wird jetzt die Straußenzucht in besonderen Anstalten mit Erfolg betrieben.